

**Wort:**

Der Sonntag Invokavit ist ein Anfangssonntag. Er markiert den Beginn der Passionszeit. In Wittenberg erinnert uns das Denkmal Martin Luthers auf dem Marktplatz auch an seine bewegenden Predigten, die am Sonntag Invokavit 1522 begannen, als die neu entstehende evangelische Kirche noch weit entfernt von institutioneller Festigung und Dauer und das beschauliche Wittenberg Schauplatz veritabler religiöser Unruhen war. Und auch angesichts des überraschenden Rücktritts von Benedikt XVI., seinem Selbstverständnis als Nachfolger Petri, wird die Situation des Neuanfangs innerhalb einer außerordentlich gefestigten Institution an diesem Sonntag noch einmal in besonderer Weise präsent sein.

„Mitten drin in dem, was das Bevorstehende ist“ (Klaus Eulenberger) – Lukas nimmt uns am Anfang der Passionszeit als Menschen ernst, die schon wissen wie es ausgeht. Seine Schilderung der letzten Stunden des Lebens Jesu konstruiert erzählerisch einen Spannungsbogen, der uns beinahe vergessen lässt, wie gut wir diese Geschichte schon kennen. Letzte Worte und letzte Blicke, unzählige Male hin- und hergewendet im Rückblick.

Im Mittelpunkt die Gestalt des Petrus, der unerbittlich an die Grenzen dessen geführt wird, was er von sich selbst geglaubt hat. Und der Hahn, der sich stumm auf vielen Kirchtürmen dreht, das ambivalente Zeichen der Kirche. Wenn wir ihn auf unsere Dächer setzen, erinnert er uns, an die vielen fahlen Stunden einer Kirche des Verrats und an das klare Morgenlicht einer Kirche der Wachsamkeit. Der Hahn und Petrus und die Kirche Jesu Christi – heute und immer „mittendrin in dem, was das Bevorstehende ist.“

Weiterlesen: Kathrin Oxen, Predigtmeditation zum Sonntag Invokavit, in: GPM, 102. Jahrgang 2013/2, 134ff.

Stich:

„Eines der traurigsten Dinge im Leben ist, dass ein Mensch viele gute Taten tun muss, um zu beweisen, dass er tüchtig ist, aber nur einen Fehler zu begehen braucht, um zu beweisen, dass er nichts taugt.“
(George Bernard Shaw)

„Der am Boden lag, wird mit seinem Glauben das Fundament der Kirche. Jesus baut seine Kirche nicht mit den großen religiösen Persönlichkeiten und herausragenden Amtsträgern, sondern mit solchen, die die eigene Grenze erlebt haben und die Kirche und sich selbst nur auf seinen eigenen Beistand hin wagen. Diese Kirche ist nicht das Produkt ihrer Leistungen, sondern das Geschenk seiner Gnade, die man nicht verwalten, sondern nur bezeugen kann. Kirchenfürsten sind ein Missverständnis dieser Kirche, die nur das Fundament des Glaubens, der zudem ein immer angefochtener Glaube bleibt, kennt. Dieser Glaube allein ist das große Thema der Kirche. Für diesen Glauben, diesen geschenkten Glauben, steht der andere, der neue Petrus. Dieser Petrus, der mit der ecclesia triumphans nichts mehr zu tun hat, ist der wahre Petrus. Und nur er kann den Brüdern ein Bruder sein.“
(Günter Brakelmann)

Weiterlesen: Günter Brakelmann, in: Walter Jens (Hg.), Assoziationen. Gedanken zu biblischen Texten Band 5, Stuttgart 1982, 70.

Predigt:

31 Simon, Simon, siehe, der Satan hat begehrt, euch zu sieben wie den Weizen.
32 Ich aber habe für dich gebeten, dass dein Glaube nicht aufhöre. Und wenn du dereinst dich bekehrst, so stärke deine Brüder.
33 Er aber sprach zu ihm: Herr, ich bin bereit, mit dir ins Gefängnis und in den Tod zu gehen.
34 Er aber sprach: Petrus, ich sage dir: Der Hahn wird heute nicht krähen, ehe du dreimal geleugnet hast, dass du mich kennst.

Geschichte einer Umkehr

Manchmal ist es so: Eine Prüfung, ein wichtiges Gespräch steht an. Schon klopft das Herz lauter, aber man denkt: Ein wenig Zeit bleibt mir noch, Zeit, mich einzustellen auf das, was gleich kommt. Und dann ist der Augenblick schon da, die Tür wird von innen geöffnet, ich bin im Raum, mitten drin in dem, was eben noch das Bevorstehende war. – So ist es mit den Gesprächen, die die Jünger miteinander führen, als der letzte Abend gekommen ist. Der letzte Abend, das letzte Mahl mit Jesus, bevor er gefangen genommen wird. Sie tun so, als wäre noch Zeit, darüber nachzudenken, wer von ihnen als der Größte gelten sollte. Dabei hat es schon angefangen, das Drama, das Jesus den Tod bringen wird. Er sieht es kommen, er zieht sie mit hinein. Noch bevor es richtig losgeht, sind sie schon mitten drin in der Geschichte. Plötzlich, ganz unvermittelt wendet Jesus sich an Petrus ... (Lesung Lk 22,31-34).

Zunächst sieht es so aus, als wolle Jesus Petrus, den Chefsprecher der Zwölf, darauf vorbereiten, dass ihnen eine Gefahr droht. Wenn Jesus anfängt, mit Petrus zu reden, wird der sich sofort an die Geschichte einer Wette erinnern, die der Satan mit Gott geschlossen hat: Wenn du mir freie Hand lässt gegen alles, was Hiob hat, was glaubst du? Wird er sich dann nicht lossagen von dir? Jetzt sagt Jesus zu Petrus vor aller Ohren: Der Satan will freie Hand haben gegen euch. Er will prüfen, wer unter euch mir treu ist – und wer sich von mir lossagt, wenn es eng wird. Jesus sagt es so: „Der Satan hat begehrt, euch zu sieben wie den Weizen.“ Der Vergleich erschließt sich dem Petrus sofort. Er sieht das große Sieb vor sich, in das der Weizen geworfen wurde – zusammen mit allem, was auf der Tenne nach dem Dreschen der Ähren zurückgeblieben ist. Die Körner, Steinchen, Dreckklumpen, Reste von Spelzen und Stroh. Er sieht, wie das Sieb von kräftigen Händen hin und her gerüttelt wird: Die Körner fallen nach unten in einen Scheffel, das andere bleibt oben im Sieb, wird weggeworfen. Was sich im Scheffel häuft, wird entweder zu Mehl gemahlen, zu Brot gebacken – oder als Saatkorn verwahrt bis zum Frühjahr. Petrus wird gerade dies heraushören: Der Satan will prüfen, wer unter uns wie Unrat und leeres Stroh ist – und wer zum Saatkorn taugt. Wer, ausgestreut in die Erde, ausgeworfen in die Welt, Frucht bringt, wie Jesus sie gemeint hat.

Petrus versteht – und begehrt auf. Er bezieht die bedrohliche Mitteilung sofort auf sich selbst – und erklärt heftig: Bei mir wird der Satan keinen Erfolg haben. Ich bin Weizenkorn, nicht Stroh, nicht Dreck, nicht Stein. Zu Jesus sagt er: „Ich bin bereit, mit dir ins Gefängnis und in den Tod zu gehen.“ Er meint es ernst, keine Frage. Petrus glaubt sich seine Treue, seine Entschlossenheit, seinen unbedingten Willen. Aber er bekommt eine kühle Antwort: „Petrus, ich sage dir: Der Hahn wird heute nicht krähen, ehe du dreimal geleugnet hast, dass du mich kennst.“ Heute, in wenigen Stunden. Nicht lange nach Mitternacht, noch bevor es hell wird, wirst du den Hahn krähen hören, und dann wird es schon geschehen sein. Drei Mal wirst du beteuert haben, mich nicht zu kennen.

Ja, so wird es kommen, wir wissen es aus der Geschichte, wie wir sie kennen. Und wenn es so gekommen ist, dann ist Petrus nicht mehr davor, sondern mitten drin. Für ihn ist das wohl die dunkelste Stunde seines Lebens. Er stürzt in den Abgrund seiner selbst. Aber noch

bevor er in dieser schrecklichen Tiefe aufgeschlagen ist, wird Jesus ihn auffangen. Er hat es ihm gesagt, bevor alles begann – in einem Augenblick, als Petrus nicht für möglich hielt, dass es so kommen würde, wie es dann kam. Als es aber geschehen ist, verwandelt Jesus das Ende in einen Anfang. „Ich habe für dich gebeten, dass dein Glaube nicht aufhöre. Und wenn du dereinst dich bekehrst, so stärke deine Brüder.“ Der Satan wird die Wette nicht gewinnen. Du wirst mich verraten, das ist wahr. Aber du wirst nicht verworfen, nicht wie Stroh vom Wind verweht, nicht wie Dreck beiseite geworfen werden. Du wirst dich bekehren. Und wenn das geschehen ist, wirst du denen eine Hilfe sein können, die schwach sind. So schwach, wie du es warst.

Das heißt doch wohl: Nicht der Petrus, der jede Prüfung bestanden hat, wird seine Brüder (und Schwestern!) stärken. Dass er nicht bestanden hat, scheint gerade die Voraussetzung dafür zu sein, dass andere an ihm ihre Klarheit gewinnen. Nein, nicht an ihm als schlechtes Beispiel. Sondern so, dass man an ihm sieht: Es bedarf keines übermenschlichen Mutes, um zu bestehen. An Petrus lässt sich verstehen: Auch wenn das Bild getrübt ist, das ich von mir selbst habe – ich bin nicht frei von Angst, ich schrecke zurück vor Bedrohungen, ich bin keine Heldin, kein Held –, auch dann kann ich zum Saatkorn werden. Auch dann wird aus mir Leben hervorgehen, auch dann kann ich Frucht bringen im Sinne dessen, der von sich gesagt hat: Ich bin das Brot des Lebens.

Ich möchte eine Geschichte erzählen, an der ich verstanden habe, wie und warum das so gehen kann. Der österreichische Schriftsteller Christoph Ransmayr hat sie aufgeschrieben, „Mädchen im Wintergewitter“ heißt die Geschichte, die ich wohl eher mit dem Autor Ransmayr eine Episode nennen sollte: ein flüchtiges Geschehen, eine Momentaufnahme aus der unendlichen Fülle der Ereignisse, die sich an jedem Tag zwischen Menschen überall auf der Welt zutragen.¹ – Ein Mädchen, gerade sieben Jahre alt geworden, läuft neben ihrem älteren Bruder über einen schneebedeckten Acker. Sie gehen zur Schule, die beiden, es ist der erste Schultag nach den Weihnachtsferien. Die Jüngere sucht die Hand des Älteren; sie möchte die Erinnerung an den vorangegangenen Abend hinter sich lassen, und dazu braucht sie diese Hand. Was ist geschehen? Der Vater der beiden Kinder ist, nicht zum ersten Mal, im Wirtshaus versackt, und die Mutter ist mit der siebenjährigen Tochter losgefahren und hat ihr aufgetragen, den Vater aus der Wirtsstube herauszuholen, wie sie das schon oft getan hat. Aber das Mädchen hat sich gewehrt, hat geweint und erklärt, sie wolle das nicht mehr. Wütend ist die Mutter nach Hause zurückgefahren, hat das Mädchen aus dem Wagen gestoßen und nun den zehnjährigen Bruder dazu bestimmt, den Vater aus dem Kreis der kartenspielenden und spottlustigen Männer herauszuzerren. Gedeemütigt durch deren Gelächter, ist der Junge dem aufgebrachten Vater durch die Wirtsstube nach draußen gefolgt. In der Nacht sind die Kinder davon aufgewacht, dass die Eltern sich in einem bösen Streit gegenseitig angeschrien haben. Am Morgen danach haben die Mutter und der Vater kein einziges Wort gewechselt. Das Mädchen hat ihren kleinen Geschwistern beim Anziehen geholfen, der Bruder das Vieh im Stall mit Heu versorgt, und dann sind sie losgezogen. Der Erzähler beschreibt, wie es in den Kindern aussieht:

„Auf dem Schulweg durch den Schnee und die weiße Nebelwelt wollte der Bruder weder an den Abend noch an das Geschrei in der Nacht und die wortlose Stille am Morgen erinnert werden. Aber das Mädchen sehnte sich nach einem besänftigenden, befreienden Wort und suchte noch einmal seine Hand.“ Plötzlich ist das wütende Gebell eines Hundes zu hören. Um dieses Hofhundes willen machen die Kinder am Morgen eines jeden Schultages den Umweg über den Acker, statt auf direktem Weg am Nachbarhof vorbeizugehen. Der Zehnjährige weiß, wie sehr sich die kleinere Schwester vor dem Hund fürchtet. Er selbst fürchtet sich nicht; der Hund zieht den Schwanz ein, sobald der Junge sich auch nur nach einem Stein bückt. Er macht den Umweg ohnehin nur, weil die Eltern es ihm so aufgetragen haben. Jetzt aber ist er es leid. „Laß mich in Ruhe!“ sagt er. Und beginnt, schneller und

¹ Christoph Ransmayr, Atlas eines ängstlichen Mannes, Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 2012, 441ff.

immer schneller zu laufen. Die kleine Schwester bleibt zurück, ihrer Angst ausgeliefert, meint jetzt das Hundegebell von allen Seiten zu hören, ist wie an den Boden festgezurr, sieht im Schneegestöber den Weg zur Schule ebenso abgeschnitten wie den Weg zurück nach Hause. Dann passiert etwas, was noch erschreckender ist als das Kläffen eines bösen Hundes, von dem man nicht weiß, ob er an der Kette liegt oder nicht. Mitten im Winter schlagen ganz in der Nähe des Mädchens zwei Blitze „durch das bellende Schneeweiß“, denen ein „ohrenbetäubender Donnerschlag“ folgt. Das Krachen dieses Donners, so schreibt der Erzähler, „ließ ihre Angst zu etwas werden, das mehr zum Tod als zum Leben gehörte.“

Und dann? „Und dann berührte plötzlich etwas Warmes, Weiches, ihre vom Weinen geschüttelte Schulter, etwas Sanftes und gleichzeitig so Mächtiges, daß davon etwas Erlösendes ausgehen und ihren ganzen Körper durchdringen konnte. Und sie spürte, wie Lähmung und Verzweiflung sie innerhalb eines einzigen Atemzuges freigaben, und wandte den Kopf und sah auf ihrer Schulter die Hand des Bruders.“

Auch dies ist die Geschichte einer Umkehr, religiös gesprochen: einer Bekehrung. Der Umkehrende hat an seiner eigenen Stärke keinen Triumph mehr; er weiß, wie sehr sich die kleinere Schwester vor dem Gewitter fürchtet, er begibt sich seiner Unabhängigkeit, kämpft seine Wut nieder und geht zurück an die Stelle, wo er die Siebenjährige zurückgelassen hat. Dass er sie aus einer unsäglichen Not gerettet hat, ist das eine. Das andere, wenigstens ebenso bedeutsam, ist: Er hat sich selbst überwunden, hat seine Selbstbehauptung in Solidarität verwandelt.

Zu beiden Geschichten gehört ein haltloses, untröstliches Weinen. Petrus weint bitterlich, als geschehen ist, was Jesus vorausgesehen hat. Das Mädchen wird vom Weinen geschüttelt, als sie ihrer namenlosen Furcht nichts mehr entgegensetzen kann. In Ransmayrs Episode besiegt einer seine trotzige „Stärke“ und kehrt um, in der biblischen wird einem anderen diese Umkehr zugesprochen, im Vorwege schon: Du wirst dich bekehren, dann wirst du andere stärken. Der das sagt, hat ein Bild, einen Entwurf von Petrus, die weit über das hinausgehen, was der Jünger über sich selbst weiß. Sie öffnen ihm die Tür ins Leben jenseits des Verrats, von dem Petrus es jetzt noch nicht einmal für möglich hält, er könne ihn begehen. Der Dialog hätte anders verlaufen können. Dann hätte Jesus dem Aufbrausenden, der seine Stärke beteuert, die Sicherheit kalt zerschlagen. Aber noch bevor er sagt: „Heute, bevor der Hahn kräht ...“, hat er schon das andere gesagt: „Wenn du dereinst dich bekehrst ...“ Die zweite Ansage betrifft das unmittelbar Bevorstehende, die erste zielt weit darüber hinaus in eine Zukunft, von der Petrus wenige Stunden später meinen wird, er habe sie nicht mehr. So ist es wohl: dass wir das Unvorstellbare, zu dem wir fähig sind, erst annehmen können, wenn wir zu ahnen beginnen, dass es nicht das Ende von allem ist.

Der in diesen wenigen Sätzen zu Petrus spricht: Hat er auch ein Wissen von uns, das weit über das hinausgeht, was wir von uns selbst zu denken wagen? Das Weihnachtslied von Dieter Trautwein spricht von dem Gott, der in tiefster Nacht erschienen ist, so: „Er sieht dein Leben unverhüllt, / zeigt dir zugleich dein neues Bild.“ In der Enthüllung – sie ist keine Demaskierung – deutet sich bereits ein neues Bild an: das Bild von dem, der ich auch sein kann, der ich auch bin, der ich sein werde. Es gibt etwas in mir, was mich dazu bringen kann, eine Stärke hinter mir zu lassen, die für andere furchtbar wäre. Wie heißt dieses Etwas? Barmherzigkeit vielleicht, Einfühlung, Güte. Was daraus entsteht, ist eine andere Art von Stärke als die des Bruders, dem es egal ist, was aus der Schwester wird, und eine andere als die des Petrus, der glaubt, er sei zu allem fähig. Die Geschichten dieser beiden sind Geschichten über den Menschen, es sind Geschichten über uns. Wir können nicht immer wissen, was an guten Möglichkeiten in uns verborgen ist. Gott, der in tiefer Nacht erschienen und in menschlicher Gestalt in tiefste Nacht gegangen ist, weiß es. Das ist genug.

(Klaus Eulenberger)